

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 32 Was ist Bildung – heute? (1998), S. 106-110

Autor: *Wolfgang Habermeyer*

Rezension

Besprechungen

Neuerscheinungen

Hans Joas

Die Entstehung der Werte

Frankfurt/Main 1997 (Suhrkamp),
300 S., 48.- DM.

Joas, Buch ist kein historischer Abriss über die Entstehung der Werte. Es bezieht sich auf die Theoriesgeschichte: wie haben sich Philosophen und Soziologen das Entstehen und Vorhandensein von Werten und Wertbeziehungen erklärt? Auf diese „klare Frage“ als ersten Satz seiner Abhandlung folgt mit dem zweiten Satz sogleich eine klare Antwort: „Werte entstehen in Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz.“ Was das genau heißt, darüber handeln die restlichen Seiten dieses Buchs, die die Erklärungsmuster von F. Nietzsche und W. James bis zu Ch. Taylor und R.

Rorty umfassen. Daß dabei die Ansichten des amerikanischen Pragmatismus nicht nur im Vordergrund stehen, sondern die Basis der theoretischen Bemühung ausmachen, darf bei Joas, dem deutschen Herold des amerikanischen Pragmatismus nicht überraschen. Ihm geht es in seinem Buch explizit um die Vermittlung zweier Positionen: der aus den USA kommende Kommunitarismus und seine dezidierte Orientierung an Werten soll mit der deutschen Lesart des Liberalismus und Universalismus in Gestalt von Jürgen Habermas verbunden werden. Joas beginnt mit Nietzsche, weil er an ihm exemplarisch aufzeigen will, wie sich im jüdisch-christlichen Diskurs des Abendlands eine Umwertung der Werte vollzieht, ohne das Bezugsraster

dieses Diskurses zu verlassen. Seine anti-religiöse Radikalität ist selbst noch ganz befangen im Ringen um Religiosität. Allerdings ermöglicht Nietzsches Konstruktion eines aristokratischen und totalen (totalitären?) Ichs die Öffnung zur vernünftigeren Frage des Selbst und seiner Konstitution. Bei James hingegen, dem Stammvater des amerikanischen Pragmatismus, wird Religion und Moralität strikt getrennt. Weder sei Religion eine Hyper-Moralität, noch ließen sich die Normen des rechten gesellschaftlichen Handelns aus Religion ableiten. Religion, genauer: Religiosität, sei das Resultat von Erfahrungen der Selbstaufgabe, die wiederum die „idealen Kräfte des Individuums stärken und tragen können“ (86). Mit James, so Joas, gewinnt der Begriff des Selbst als Bindeglied zwischen vorgängiger Gesellschaftlichkeit des Individuums und je individueller Erfahrung seine Konturen. Über Dewey, Mead, Durkheim, Simmel und Scheler gelangt Joas zu Taylor und zur Bestätigung seiner Ansicht, daß sich die Frage nach den Werten des Individuums und seinen Wertbindungen, die Fragen von Moral und Ethik und, vor allem, die Frage nach dem Guten und dem Rechten ohne Rekurs auf die Bildung des Selbst und seiner Identität nicht beantworten lassen.

Taylor bindet in einer Differenzierung der Wünsche auf individueller Ebene Werte, Moral und Identitätsbildung zusammen. Dies geschehe, weil der Mensch fähig sei, seine Wünsche zu reflektieren und ihnen eine hierarchische Struktur zu geben. In dieser Reflexion lassen sich Gründe für moralische Gefühle erkennen, die als Bezugspunkt eine Lebensform, ein Ideal bezeichnen und uns eine „Vorstellung geben, welche Art von Person wir nach unseren eigenen Maßstäben sein wollen“ (203). Das Subjekt, so Taylor, erfährt seine eigenen starken Wertungen nicht als Setzungen, sondern als etwas unabhängig von ihm selbst Gegebenes. Er spricht von „frameworks‘ qualitativer Unterscheidungen, in die unsere Wahrnehmungen unserer selbst und anderer, die Situationen unseres Handelns und unsere Handlungen eingegliedert sind“ (204). Unsere Identität bezieht sich dem gemäß darauf, daß wir unterscheiden können, was uns wichtig ist und was nicht. Wichtig für Taylor ist nun, daß die Reflexion über und Artikulation der höchsten Werte/Güter eine genuine Verbindung eingehen: „Ein Gott oder das platonische Gute, der romantische Naturbegriff oder das rationale Handeln im Sinne Kants lassen sich nur als *artikulierte* Güter vermitteln und begreifen... ohne explizite Formulierung in irgendeiner

Form ... stellen diese Güter nicht einmal Optionen dar“ (Taylor, 218). Diesen Ansatz konfrontiert Joas mit Überlegungen des von ihm so bezeichneten „postmodernen Philosophen“ Richard Rorty. Dessen Lob der Differenz und der Befreiung aus der Zwangsjacke einer starren Identität relativiert Joas mit dem Einwand, Differenzen ohne Spannung seien nicht nur langweilig, sondern belassen die jeweiligen Protagonisten einfach in ihrem dumpfen So-Sein. Das schöpferische Potential der Differenz werde eliminiert, „weil keiner der Beteiligten sich mehr ans bestimmte Eigene gebunden fühlt, keiner das Andere als möglicherweise heilsame Provokation zur ernsthaften Selbstveränderung erlebt und alle Gerichtetheit auf einen möglichen Konsens - und sei es den über Differenz - verschwunden ist“ (251).

Die Eingangsthese, daß Werte in Erfahrungen von Selbstbildung und Selbsttranszendenz entstehen, daß also Moralität und Identität sowohl innerhalb einer Person als auch zwischen den Personen einen spannungsreichen Zusammenhang bilden, erweitert Joas am Ende des Buches unter dem Titel „Werte und Normen: Das Gute und das Rechte“. Auf der Basis des Pragmatismus und im speziellen einer Ethik, die sich auf die Perspektive des Handelnden und seine Not, in Hand-

lungsproblemen zu Lösungen zu kommen, einläßt, ließen sich nämlich zwei, einander eigentlich abschließende Vorgänge zusammenbringen: die universalistische Moral-konzeption und kontingenzbezogene Wertentstehungstheorien. „Für die Rechtfertigung von Normen gibt es in dieser Sichtweise keine höhere Instanz als den Diskurs. In der Perspektive des Akteurs aber, der seine Handlungen unter kontingenten Bedingungen entwirft, steht nicht die Rechtfertigung obenan, sondern die Spezifizierung des Guten oder des Rechten in einer Handlungssituation“ (267). Diesen Ansatz konfrontiert Joas nun mit der Diskursethik von Habermas. Die rein auf Verfahrensrationalität zielende Diskursethik, zu der Habermas in den 70er Jahren ja erst durch seine Aneignung des frühen amerikanischen Pragmatismus gelangte, leite ihren Universalitätsanspruch auch daraus ab, daß nur diejenigen „Normen Geltung beanspruchen dürfen, die die Zustimmung aller Betroffener als Teilnehmer eines praktischen Diskurses finden können“ (275) - Joas nennt dies die diskurstheoretische Lesart des kategorischen Imperativs -, und daß sich aus dieser formalen Prozedur des ethischen Diskurses keine substantiellen Folgerungen mehr ziehen lassen. In unserer nachmetaphysi-

chen Welt gilt daher für Habermas das Primat des Rechten vor dem Guten. Joas, Haupteinwand gegen dieses Diktum bezieht sich nun darauf, daß unter den Gesichtspunkten einer pragmatischen Ethik sehr wohl noch substantielle und damit partikulare und kontingente Werte, Güter oder Ideale vertretbar und verfechtbar sind - ohne deshalb sofort vom Bannstrahl des Universalismus in die reaktionäre Ecke verwiesen werden zu können. Er widerspricht Habermas, wenn dieser behauptet, die moralische Gemeinschaft konstituiere sich „*allein* über die negative Idee der Abschaffung von Diskriminierung und Leid sowie der Einbeziehung der - und des - Marginalisierten in eine wechselseitige Rücksichtnahme“ (290). Auch die Kommunitaristen vertreten eine Gemeinschaft, die sich das Etikett „moralisch“ an die Brust heften dürfe, weil eben Werte reproduziert werden müssen, damit die Gesellschaft sich nicht auflöst. Und wo wäre dies besser möglich als in einer Gesellschaft, die sich auch als „Gemeinschaft“ (Kommune) versteht? So läßt das Buch zum Ende hin den Leser ein wenig unbefriedigt zurück, weil es so aussieht, als wäre das ganze doch nur ein kleiner und bescheidener Einwand gegen Habermas, der sich kürzer und prägnanter hätte darstellen lassen, und

der gewichtige Alternativen ausblendet. Zygmunt Baumanns Versuch einer postmodernen Ethik etwa wird von Joas als „elitär“ zurückgewiesen, weil dessen These vom Ende aller Gewißheiten diejenigen vor den Kopf stoße, die für sich selbst noch eine Wertsicherheit reklamieren. Über Werteverlust klagen aber nach wie vor nur diejenigen, die sicher sind, die richtigen Werte zu besitzen, und daß es den anderen an Werten bzw. den richtigen Werten mangle. Das Problem heute jedoch ist, daß zwar Werte an sich nichts schlechtes sind, daß aber die damit verbundene Sicherheit am Ende dieses Jahrhunderts selbst zu einer Frage der Moral geworden ist. Hierfür ließen sich Beispiele aus der jüngsten Geschichte nennen. Insofern ist der Vorwurf, Bauman sei elitär, weil er verunsichere, wenig einleuchtend.

Wer sich jedoch für Kommunitarismus und Pragmatismus interessiert und einen verständlichen (allerdings themenzentrierten) Einstieg zu Taylor und Dewey, James und Rorty sucht, wird freilich fündig werden. Dennoch hätte das Buch, das sich wiederholt auf sich selbst bezieht und den Fortgang der Argumentation als eine Entfaltung der anfangs dargelegten These und der möglichen Einwände betreibt, einer klarer strukturierten Gliederung bedurft. Eine Gliederung, die über

die bloße Aneinanderreihung von zehn gleichberechtigten Punkten hinausginge, wäre schön gewesen. Oder verweist dies auf eine Schwäche des Buches - das eigentlich gar nicht geplant war (7)?

Wolfgang Habermeyer